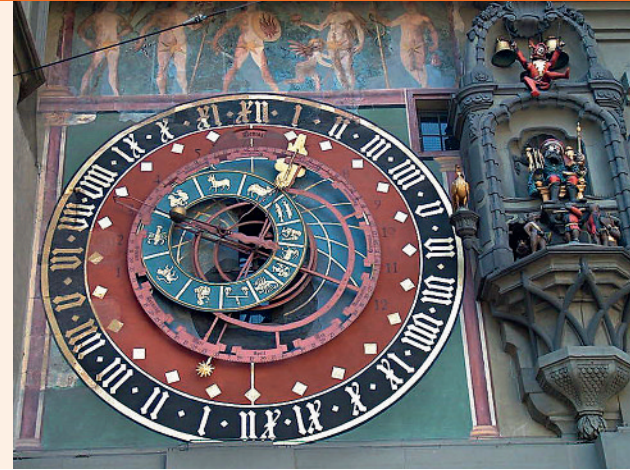


# Das Leid (an) der Zeit

... von Grübeleien tyrannisiert,  
hat Gram, hat Furcht mich aufgespürt,  
ich springe auf, ich halte ein,  
Minuten wollen Stunden sein ...  
(Robert Burton, 1621)



Enrico Danieli

«Erinnerung, sprich» heisst Nabokovs autobiographisches Buch. Zu Beginn wird die Geschichte erzählt von einem jungen Mann, der einen Anfall von Panik erleidet, als er einen nur wenige Wochen vor der eigenen Geburt aufgenommenen Film seiner Eltern anschaut: «Er erblickte eine praktisch unveränderte Welt – dasselbe Haus, dieselben Leute –, und dann wurde ihm klar, dass es ihn dort nicht gab und dass niemand sein Fehlen betrauerte.» Wie die Mutter aus einem oberen Stock herauswinkt, wird von dem verstörten Zuschauer empfunden als eine Geste des Abschieds («irgendetwas geheimnisvolles Lebewohl»), doch was ihn am meisten erschreckt, ist der Anblick des noch leeren Kinderwagens, der dort «anmassend wie ein Sarg» steht. Im umgekehrten Lauf der Dinge lösen sich selbst die Knochen auf ins Nichts. Diese Szene widerspiegelt die Signale einer Erinnerung an die Vorzeit, an die in der Vorzeit vorweggenommene Todeserfahrung: Sie macht den Betrachter zu einem Wiedergänger, zu einem zeitlos-transparenten Wesen unter den Seinen. Im «Zauberberg» fallen die Tage aus dem Kalender, die Zeit kennt keine Tage, nur Monate; und in Prousts «Recherchen» wird über die vergangene Zeit nachsinniert in einem einzigen langen Augenblick in Form einer Langzeitbelichtung, als ob ein Jahrhundert nicht länger dauerte wie das Öffnen und Schliessen der Augenlider. Im «Zauberberg» vergeht die Zeit nicht, findet sich für die Zeit kein gültiges Mass, Zeit messen heisst, im Schneegestöber sich verlieren, die «dort oben» sind sorglos bis zur Aufhebung der Zeit: Jenen Seelen schlagen die Stunden anders, sie haben keine Zeit, weil sie nichts anderes haben als Zeit. Die Zeit wäre eher zu definieren durch das, was ihr fehlt. Sie verdichtet sich in einem Punkt.

Langsamkeit ist eine qualitative Aussage, Ungeduld und Beschleunigung treten ihr entgegen. Aus der Musik kennen wir das Verharren der Töne, ein angehaltener Akkord, eine Pause, ein Nachklang, ein Wiederhall: *lento*, *largo*, *ritardando*. Das Verschweben der Töne, das Hören an der Hörbarkeitsschwelle, schliesslich die Zäsur: das Schweigen: Wer denkt dabei nicht an Schuberts Quartett «Tod und Mädchen», an Beethovens 5. Klavier-Konzert mit dem verstummenden Übergang vom 2. zum 3. Satz, vom *Adagio* ins *Rondo*, aber auch an Alban Bergs «Wozzeck»: «langsam, langsam»,

so die Anweisung, dabei werden die Geräusche des Tages zu Akkorden einer Ewigkeit.

Wir leben unter der Herrschaft der Zeit (Chronokratie): Immer schneller ist unser Los. Alles, was langsam ist, wird beschämt, alles, was zögernd, zaudernd, schleppend, bedächtig auftritt, erscheint unzeitgemäss, ängstlich, krank: Retardierungen (*slow motions*) gelten als krankhaft, es sind zu vermeidende überflüssige Zeitverschwendungen, vor denen es sich zu schützen gilt – in der Sprache der Zeit «time war» geheissen. Zu langsam heisst In-Frage-stellen, retardiert sind die Unreifen (Kinder, Jugendliche). Die in den Filmen Hitchcocks oder auch Chaplins (*Modern Times*) angehaltene Zeit (Zeitlupe) dient dem Aufbau der Spannung: Kine (*kinesis*) = Bewegung / grafie = Aufzeichnung: Film als Aufzeichnung (stillstehender) Bewegung. Dabei will es uns vorkommen, als wären die Menschen in Zeitlupe nicht nur der Zeit abhanden gekommen, sondern zusätzlich auch gewichtslos.

Zu langsam heisst ausserhalb der Zeit, heisst ausserhalb der Sozietät, heisst fremd. «Mein Gefühl ist es», schreibt Cioran, «der Zeit nicht anzugehören.» Sind diejenigen, die an/in der Zeit leiden, also die Verlangsamten, die Abgebremsten, die Entschleunigten, die Ausgebrannten, sind die, die dem Rhythmus der Zeit nicht folgen (können, wollen), die Aus-der-Zeit-Fallenden, die Aus-Setzer, nichts anderes als die Aus-Sätzigen von morgen? Prophezeier einer aus den Fugen geratenen Welt? Einst war die Bedächtigkeit (wie die Blässe) Zeichen von Vornehmheit, von Würde, das «mit Bedacht» Zeichen von Geist, demgemäss eine Tugend. Davon, dass die Zeit, vergeht («die Zeit vergeht, das Leben ist ein Strom») merkt Kirkegaard nichts: «Die Zeit steht still und ich mit ihr: Wenn ich speien will, speie ich mir selbst ins Gesicht ...».

Es gibt die Zeit nicht als Substanz, es gibt die Zeit als Herrschaft, an welcher der Melancholiker leidet, weniger ist es die absolute Zeit, die alles verschlingt (Chronophagie), als vielmehr die Zeit, die sich ordnen lässt: die stets in der Gegenwart beheimatete Vergangenheit. «Ein kummervoller Tag», schreibt Robert Burton «währt hundert Jahr.» Depressive sind der Zeit ausgeliefert, weil sie mit der Zeit nichts anzufangen wissen, oder, umgekehrt, die Zeit wird als Raserei, als Bescheunigung erlebt, die zur eigenen rast- und rat-

Korrespondenz:  
Dr. med. Enrico Danieli  
Via ai Colli 22  
CH-6648 Minusio  
e.b.danieli@bluewin.ch

losen Gehetztheit führt, um die scheinbar stets sich im Nirgendwo verlierende Zeit ein- und aufzuholen. Zeit ist für die Depressiven vergangene Zeit, denn ihnen fehlt die Registrierung einer (für sie inexistenten) Zukunft. Das Leiden an der Zeit ist in der Depression real. Die Zukunft erscheint dem Depressiven nicht als imaginativer Horizont, sondern versperrt, verschlossen. Wohl weiss er um die Möglichkeiten der Zukunft, doch weiss er nicht, was mit ihr anfangen: Depressive können nur das tun, was die Vergangenheit bereits erledigt hat. In ihr sind sie stets zu Hause, sonst aber nirgendwo. Die Schwerelosigkeit von Slow Motions (Ruhe in der Bewegung) – oder Körperlosigkeit – wird zum Gefühl der Gefühllosigkeit des Schwermütigen.

Unsere Angst ist nicht so sehr die Angst vor dem Tod, als eher die Angst, nicht richtig zu leben, die Angst vor der Leere, die Angst vor dem (tödlichen) Wunsch nach Stillstand, wir fürchten ihn, denn er ist das heimliche Ziel der Langsamkeit. Am 17. Juni 1957

besucht E. M. Cioran den Jardin des Plantes. Er ist fasziniert von den Reptilien, von den Augen der Python-schlange. Kein anderes Tier sei weiter vom «Leben entfernt» als sie: «Gefühl, einen Schritt rückwärts zu machen: Eingliederungen in die Ewigkeit» notiert er in den Cahiers.

Dehnen und Zerreißen, Umkreisen und Stillstehen als musikalisch-erzählerische Langsamkeitsperspektive; in der Literatur durch das Wort «unterdessen» umschrieben und vorab mit dem «Nachsommer» Stifters aufs Nachhaltigste festgehalten; in der Musik ist es *lento*, nach dem man süchtig werden kann (als Einstieg diene der erste Satz von Mozarts Bläuserserenade Gran Partita): Doch letztlich ist das alles nichts anderes als (un)geduldiges Warten und Suchen: auf der Suche nach Zeit, das Leben brauchen wir nicht zu suchen, wir haben es, und dabei vielleicht auch einmal (vorige) Zeit finden (und nicht den Tod).

## Buchbesprechung

In literarischen Werken finden sich vielfach psychologische Beschreibungen, die treffender nicht sein könnten. Therapie und Medizin haben schon immer davon profitiert. Das gilt bereits für die Melancholielehre der antiken Medizin, die literarische Vorbilder bei Homer (etwa der schwermütig umherschweifende Bellerophon) oder später bei Plutarch (der liebeskranke Antiochus) vorfand. Es gilt besonders für die Psychiatrie und Psychotherapie der Neuzeit, nachdem Angst, Verzweiflung und Lebensüberdruß zu zentralen Themen der Literatur seit Goethes Werther wurde.

Der Gebrauch literarischer Vorbilder zur Illustrierung psychischer Störungen ist weitverbreitet, doch reicht die Kopie selten ans Original heran. Das zeigt sich besonders deutlich an Heinrich Kleists «Michael Kohlhaas», der Beschreibung eines durch Unrecht tiefgekränkten Mannes. Wer das Original liest, empfindet die nachträgliche Pathologisierung dieses Mannes als Querulant besonders kurzgegriffen. Denn: Dichter schreiben keine Pathographien, sondern stellen allenfalls tragische, komödienhafte, gebrochene oder mehrstimmige Lebensgeschichten dar, die keiner Lehre verpflichtet sind. Das ist auch so, wenn sie Ärzte oder Therapeuten sind, etwa wenn der Arzt Anton Tschechow als Dichter in seiner Erzählung «Krankenzimmer Nr. 6» die Entwicklung eines Verfolgungswahns so eindrücklich zu Papier bringt, dass es unter die Haut geht.

Ein besonders aktuelles und eindrückliches Beispiel einer literarischen Darstellung von Angst und Zwang stammt vom Psychotherapeuten Jürg Acklin. In seinem neuesten Werk «Vertrauen ist gut» beschreibt der bekannte Autor die Angst und ihre zwanghafte Abwehr von Felix, der Hauptperson der Erzählung, so prägnant und trefflich, dass ich mir wünschen würde, jede(r) therapeutisch Tätige könnte von dieser

Beschreibung etwas in seinen Berufsalltag mitnehmen. Als literarisches Werk ist die 150-seitige Erzählung nach dem Urteil von Buchrezensenten ein grosser Wurf, ungekünstelt geschrieben und spannend zu lesen. Dieses Werk ist aber noch mehr. Es ist die beste und eindrücklichste Schilderung der Angstvorstellung eines körperlich behinderten und dadurch besonders abhängigen Menschen, die ich kenne. Seine Angst ist absolut schrecklich, ebenso seine verzweifelnde und zwanghafte Angstabwehr. Aber die Schilderung dieser Angst gerinnt keinen Moment zur Pathologie.

«Manchmal, wenn ich die Spannungen zwischen meinem Bruder und seiner Frau kaum mehr aushalte, kommen mir (...) die schlimmsten Befürchtungen. Dass ich zuletzt in einem automatischen, selbstfahrenden Rollstuhl sitzen werde, die Beine amputiert, der Rücken krumm, völlig verwachsen. Und weil ich mich nie so recht mit der Steuerung auseinandergesetzt habe, fahre ich dann ruckartig im Haus herum, ich vermag den Rollstuhl nicht zu bremsen, ich sause durch splitterndes Glas in den Garten, blutüberströmt.»

Ein solcher Auszug aus der Erzählung kann nur andeuten, welche Vorstellungen sich dem körperlich behinderten Felix immer wieder in verschiedenster Form aufdrängen. Angst ist Angst – und nichts anderes. Aber die Angst findet hier in seltener Klarheit, ohne Beschönigung oder Larmoyanz, zur Sprache. Sie ist so beschrieben, dass es mir als Lesendem wie Schuppen von den Augen fällt, wie es auch einem meiner Patienten gehen muss. Dieses kleine Werk von Jürg Acklin ist im doppelten Sinne grosse Literatur. Es ist ästhetisch ergreifend und es hilft weiter, gerade weil es keinen Zeigefinger erhebt und nicht belehren will.

*Prof. em. Dr. med. Daniel Hell*



Jürg Acklin  
**Vertrauen ist gut**

Roman.  
Zürich: Nagel & Kimche; 2009.  
Fester Einband, 160 Seiten.  
Fr. 31.90.  
ISBN 978-3-312-00364-8